Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 74 (1984)

Heft: 2

Artikel: Altkatholisch, einmal abgesehen von den Papstdogmen

Autor: Frei, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-404681

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Altkatholisch, einmal abgesehen von den Papstdogmen

Pfarrer Otto Gilg hat mich seinerzeit aus seiner Gemeinde ins Theologiestudium entlassen mit der Ermunterung zu einer positiven Arbeit im Dienst eines «biblisch geläuterten Katholizismus». Zur besondern Mahnung hat er mir eine Anekdote aus der Zeit der altkatholischen Väter mitgegeben, die er zweifellos von seinem eigenen Vater, Pfarrer Karl Gilg, überkommen hatte: In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts meldeten sich eines Tages drei Theologen vor dem Himmelstor und begehrten Einlass. Petrus fragt den ersten, was er denn sei, dass er sich das Paradies zutraue. Der antwortet keck: «Ich bin römisch-katholisch.» Der Apostelfürst aber kennt dergleichen nicht und muss es sich erst erklären lassen. «Wir glauben», erhält er zur Antwort, «dass der Papst als dein Nachfolger in Glaubens- und Sittensachen der unfehlbare Stellvertreter Christi auf Erden sei – und ihm gehorchen wir». Petrus macht ein bedenkliches Gesicht, geht in den Himmel zurück, um für den heiklen Fall Order zu holen, kommt aber freundlich gestimmt wieder und heisst den Mann, sehr zum Erstaunen der beiden andern, eintreten. Darauf wendet er sich zum zweiten und erfährt, dass dieser protestantisch sei. «Was ist denn das nun wieder?» will Petrus wissen und bekommt zu hören: «Wir halten uns für den ohne des Gesetzes Werke rechtfertigenden Glauben in allem an die Autorität der Heiligen Schrift als an die authentische Quelle der Offenbarung.» Petrus muss sich auch darüber im Himmel näher erkundigen. Als er jedoch erneut am Tor erscheint, lässt er auch diesen zweiten ein und wendet sich zum verbleibenden letzten: «Was bist du für einer?» «Ich bin altkatholisch!» «Und was glaubst denn du?» «Wir glauben nicht, dass der Papst der unfehlbare und bischöflich allgewaltige Stellvertreter Christi auf Erden sei, und wir glauben auch nicht, dass die Heilige Schrift die einzige Autorität in Glaubenssachen sein könne.» Petrus ist verdutzt und sagt: «Ich habe dich nicht gefragt, was ihr *nicht* glaubt, sondern was ihr glaubt!» Der Altkatholik wird verlegen und gesteht: «Das ist noch nicht ausgemacht!» – worauf Petrus unmittelbar sicher ist, dass er einen solchen Christen vor dem Himmelstor lassen muss...

Man wird über diese Anekdote lachen, vielleicht gerade weil ihre Wahrheit bei uns im allgemeinen so schlecht beachtet wurde: mit einer geisttötenden Monotonie reitet man seit 100 Jahren auf den Papstdogmen herum, die interimistische Flucht in die dialektische Theologie des Protestantismus ausgenommen, die diese billige Pole-

mik zu umgehen suchte. Liest man freilich aufmerksam (und oft genug auch zwischen den Zeilen) in jenen lokalhistorischen Studien, die das Entstehen einzelner christkatholischer Gemeinden erhellen wie z. B. Otto Gilgs «Christkatholizismus in Luzern», die Beiträge verschiedener Autoren, die Wilhelm Flückiger und Carlo Jenzer zum 100-Jahr-Jubiläum der Christkatholischen Kirchgemeinde Solothurn herausbrachten, Josef Fridolin Waldmeiers «Christkatholizismus im Aargau» usw. – so kann einem nicht entgehen, dass in den Kreisen jener, die nach dem ersten Vatikanum am alten Glauben der ungeteilten Kirche festzuhalten gedachten, in der Tat eine eigene Geistigkeit wach gewesen ist, welche die Ablehnung der neuen Papstdogmen erst ermöglicht hat.

Da diese Geistigkeit sehr umfassend war und sich keineswegs auf das rein Theologische einengen liess, hat man sie nur allzuoft und zu leichtfertig als kulturkämpferisch, liberal, radikal, bildungsbürgerlich usw. abgetan, ohne sich hinreichend Rechenschaft zu geben darüber, dass jenes Bestreben sich selber doch wohl allererst als einen Versuch verstanden hat, das Anliegen des Glaubens in allen Bereichen des Daseins auszutragen und dies darum, weil ihm der Ultramontanismus als eine Folge der heillosen Theologisierung und damit Spezialisierung des religiösen Momentes erschien. Es hängt mit der Verkennung dieser Situation zusammen, wie bei dem empfindlich eingegrenzten Blickwinkel der dialektischen Theologie kaum anders zu erwarten, dass geradezu sture Ultramontane, nur weil sie zufällig gegen die Papstdogmen gewesen waren, wie z. B. Felix Dupanloup, Bischof von Orléans, von unserer Geschichtsschreibung klitternd zu Märtyrern hochstilisiert wurden, die in grässlicher Gewissensnot innerlich an der Unfehlbarkeitskirche zerbrochen sein sollen. Man hätte bloss einmal des hochwürdigsten Herrn pastoralen «Brief an einen Schweizerischen Katholiken» zu lesen brauchen, der 1872 bei Benziger in Einsiedeln erschienen ist (im selben Jahr übrigens, da Paulin Gschwind seine «Appellation an die öffentliche Meinung gegen die jüngsten Exkommunikationssentenzen des Herrn Eugen Lachat» publik gemacht hat), um sofort zweier Dinge inne zu werden: 1. wie verschroben die Vorstellung eines angeblichen Märtyrerbischofs hinsichtlich von Dupanloup sei und 2. wie sehr es allerdings der Mühe wert war, auch abgesehen von den Papstdogmen altkatholisch zu bleiben. Das nähere Eintreten auf den ersten Punkt können wir uns hier getrost ersparen, insofern es in Auseinandersetzung mit jenem Dokument um den Versuch geht, das spezifisch Altkatholische in seiner positiven Bedeutung zu erfassen.

Dupanloup brandmarkt die Revision der Bundesverfassung, die den seit 1848 bestehenden Bundesstaat in der Einheit festigen soll, als den Weg zum Despotismus, der zumal die römisch-katholische Kirche auf seinem Hoheitsgebiet vernichten will. So verständlich es erscheint, dass er sich über die Enteignung des Kirchengutes beschwert, so erstaunlich ist es, wie ihm offensichtlich noch weit mehr missfällt, dass die kirchlichen Verordnungen und bischöflichen Erlasse dem weltlichen Plazet unterstellt sind. Er wirft den Behörden vor (S. 9 f.): «... sie setzen in den Pfarreien mit Hilfe der Polizei sogar interdicirte Priester ein; ... sie berufen Professoren auf theologische Lehrstühle gegen den Willen des Bischofs, Männer, deren Lehrmeinungen sogar verurtheilt worden...» Nachdem er sich über einzelne Ausschreitungen des Staates gegen Mitglieder der römischen Kirche verwahrt hat, nimmt er Stellung dagegen, dass Mischehen auch protestantisch getraut werden dürfen und dass Ehen Geschiedener und sogar Ehen mit Israeliten auszukünden seien, ja dass man kirchliche Begräbnisse in Fällen abhalten müsse, wo die Kirche es verbiete. Ganz besonders heftig aber wehrt er sich für konfessionelle Schulen, da ihm die «Misch-Schulen ... antichristliche Schulen» sind (S. 14). Und vorzüglich, was die theologische Ausbildung des künftigen Klerus betrifft, ist er empört, dass die Jesuiten und Lehranstalten ultramontaner Richtung als unerwünscht gelten. In einem breit angelegten letzten Abschnitt zieht er erneut und heftiger als zuvor gegen den neuen Staat los: «Ihre Radikalen wollen eine Schweiz, wo einige Wenige an der Spitze der einheitlichen Beamten-Hierarchie Alles in ihren Bereich ziehen, Alles leiten. Das Ende wäre, dass sie an die Stelle der kantonalen Souveränität und der Freiheit Aller eine drückende Oligarchie, die Diktatur setzen würden. Dahin will man Sie führen» (S. 19). Es überrascht nicht, dass nach solchen Prophezeiungen der ausgeprägte Masochismus des Bischofs sich daran weidet, die künftige Schweiz, nach Vernichtung der römischen Kirche auf ihrem Staatsgebiet, als den Ausbund und Vorort der sozialistischen Internationale zu sehen.

Bei allen Misstritten und Fehlprognosen (wie denn Prophetisches in Amtsstellen stets daneben zu gehen pflegt), hat der engagierte Bischof von Orléans wenigstens *ein* manquot de stil nicht begangen: er erwähnt die von ihm einst bekämpften Papstdogmen mit keinem Wort und verzichtet darauf, näher zu präzisieren, wen er meint, wenn er (S. 24) von «abtrünnigen Katholiken» redet. Trotzdem werden wir, die damit gemeint sind, feststellen, dass es sich in dem Brief um einen Geist handelt, wie er einem Christkatholiken eh und je zuwider war

und es trotz allem bis heute geblieben ist! – Es geht demnach um die ernste Frage, was unser Empfinden positiv leitet, wenn wir auf derartige Ausführungen, wie man zu sagen pflegt: empfindlich reagieren.

Man wird darauf mit dem wohlverstandenen Siegelspruch Bischof Herzogs antworten: «Wo der Geist des Herrn, da ist die Freiheit.» Und solches Verständnis bemüht sich diesmal nicht in erster Linie um den theologisch-exegetischen Sinn von 2. Kor. 3,17, sondern um jene glaubende Erfahrung von Welt, die den theologischen Lehrer der Luzerner Fakultät zu seiner Absage an Bischof Lachat vom 23. September 1872[1] und den ersten christkatholischen Bischof der Schweiz 1876 zu jenem Siegelspruch führte. Um die ganze Tragweite des Altkatholizismus ermessen zu können, haben wir jetzt etwas weiter auszuholen.

* * *

Das 19. Jh. wird eingeleitet von den Auswirkungen der Französischen Revolution, die unvermeidlich und trotz aller reaktionären Zwischenfälle mehr und mehr gesamteuropäische werden: Die königliche Macht wird allenthalben eingegrenzt, und mit dem Verschwinden des Gottesgnadentums der Herrschenden erscheint die weltliche Herrschaft der katholischen Kirche fragwürdiger denn je. In den Vordergrund aber ist durch neue, unbewältigte Ereignisse, von denen noch zu reden sein wird, jener «vierte Stand» gedrängt, den man 1789 bei der Einberufung der Generalstände nach Versailles kaum geahnt hatte: das Proletariat, das in abtrünnigen Bürgern seine Führer finden wird, wie die Französische Revolution die ihren in abtrünnigen Adeligen gefunden hatte. Bei allem Aufgebot an retardierenden Kräften war eine wachsende Liberalisierung und Demokratisierung auf die Dauer unaufhaltsam; und es kennzeichnet zu allen Zeiten die Schwächlinge, dass sie jammernd bloss gegen die geschichtlichen Veränderungen sperren, weil sie unfähig sind, Zukunft zu gestalten. – Das Entstehen des Proletariates sah zwar schon damals jedermann in unmittelbarer Beziehung zur Industrialisierung, aber diese Industrialisierung selbst entzog sich als ein Teilbereich der um sich greifenden Technisierung einer klarer durchschaubaren Bestimmung; und die Folge davon ist, dass bis zur Stunde der wesensmässige Zusammenhang von sozialer Frage und Frage nach der Technik, wenn überhaupt, dann nur sehr ungenügend, weil oberflächlich, gesehen ist.

[1] In: *Walter Herzog,* Bischof Dr. Eduard Herzog, S. 54–60.

Indessen zeigte sich, dass beides: industrialistische Technisierung und Proletariat, offensichtlich von ihnen selber her ins Internationale zwangen, ein Zug, der die Frühschriften von Karl Marx in wachsendem Masse auf das hin bewegt, was er 1848 als abschliessende Einsicht zusammen mit seinem Freund und Mitarbeiter Friedrich Engels im «Manifest der kommunistischen Partei» in die Welt setzt. Die geschichtliche Wirkung dieses Fanals liegt darin, dass es wenigstens von seiner begrenzten Perspektive her auszusprechen sucht, was man allgemein in den unheimlichen Vorgängen der Zeit mehr nur dumpf geahnt und hernach auf der Stelle weitgehend wieder verdrängt hatte – statt es mutig in jene Klarheit zu heben, um die es dem Manifest nach der ihm möglichen Seite hin gegangen war. Das Versagen vor der geschichtlichen Aufgabe ist in der Folge zu einem ängstlichen und sterilen gegenstrebigen Meinen verschrumpft, dessen antimarxistisches Gebaren bloss in der technischen Erdherrschaft treibt und sich einbildet, damit «die Technik» (was etwas durchaus anderes ist als die einzelne technische Gerätschaft!) «zum Guten zu verwenden». Das Unbehagen in diesem Getriebensein, das man aus langer Herkunft zunächst einmal rein politisch betrachtet als einen um sich greifenden Internationalismus erkennen musste, führte auf Grund romantischer Voraussetzungen zur Gründung moderner Nationalstaaten und damit zu einem verschärften und sich in ständigen Kriegen entladenden Nationalismus. Den Romantikern war überwältigend das Unendliche aufgebrochen und hielt sie in jener begeisternden Schwebe zwischen grenzenloser Hingabe ans Unfassbare und Unsagbare und jenem tief menschlichen Bedürfnis nach einer Geborgenheit im Heimischen und Eigenen. Die Freiheitskriege gegen Napoleon empfangen ihr Feuer weitgehend aus dieser Gesinnung, die mit der Zuwendung zur eigenen Geschichte entdeckt, was nun für ein rundes Jahrhundert mit gutem Pathos «Vaterland» heissen wird. Darin, dass die romantische Vorstellung des Vaterlandes Gestalt gewann in einem vom Volk getragenen Staatswesen, erfuhr man seit der Jahrhundertmitte das Bollwerk gegenüber all dem Unkontrollierbaren, das man nicht kannte und das man unter ständiger Furcht sich ins Planetarische ausweiten sah. Dass sich der Staat unter währendem Aufbau zugleich aus sachlicher Nötigung immer aufdringlicher vom Humanen weg in die Dimension der vorwaltenden Organisierung des Wirtschaftlichen in seinen vielfältig durch die Technisierung entstandenen Zwangslagen entwickelte, blieb noch völlig verborgen, ja musste verborgen bleiben, insofern die Technik, wie noch heute den Kurzsichtigen und also den meisten, nur im

einzelnen zweckdienlichen Apparat entgegentrat, während die Frage, was sie eigentlich in ihrem Grunde sei – gerade wegen ihrer so naheliegenden instrumentalen Oberfläche bis heute kaum je zureichend gefragt worden ist. Vom 19. Jh. haben wir völlig unbefangen die Vorstellung übernommen, dass es hinsichtlich der Technik einzig wichtig sei, wie man sie einsetze und sie also in den Griff bekomme – und dies völlig ohne letztlich zu wissen, was sie in ihrem Wesen ist. Insofern sich diese Zusammenhänge trotz Marx dem Denken des vergangenen Jahrhunderts entzogen, kann sich unter ihrem unbemerkten Einfluss der Staat selbst in seinem Wesen verändern. Der sichtbare Austrag davon ist die fortschreitende Desinteressierung des demokratischen Bürgers am Staatsgeschäft aus dem in der Mehrzahl der Fälle durchaus zutreffenden Empfinden, dass er letztlich z. B. bei Abstimmungen gar nicht mehr wisse, was er nun soll – und aus der immer wieder gemachten Erfahrung, dass es trotz allen gegenteiligen Geredes, auf ihn ja gar nicht mehr ankommt; und die Kehrseite dieses Unvermögens ist dann folgerichtig die Diktatur jener Unfähigen aber Ehrgeizigen, die sich «berufen» fühlen. Es gibt zu denken, dass man sich Klärung und Heilung in diesen tiefliegenden Wirrungen heute mit einer ans Kultische grenzenden Hörigkeit ausgerechnet von der Soziologie verspricht, die auf Grund dieses Missverständnisses irrtümlich in die Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultäten eingedrungen ist und dort das letzte noch auflöst, was vom praktisch längst liquidierten Staatsdenken des 19. Jh. wissenschaftlich etwa noch im Kurs ist. Zwar bewegt sich im vergangenen Jahrhundert das geschichtliche Leben wie einsther so auch damals noch völlig naiv im Staatlichen – aber dieses steht bei seinem verborgenen Wandel doch nicht mehr im Brennpunkt der Interessen, weder für die Allgemeinheit noch gar für den Einzelnen.

In breiter Öffentlichkeit imponiert als das schlichthin Epochale jetzt die Technik. Anders als bisher beginnen sich seit dem Anfang des 19. Jh. die Entdeckungen und Erfindungen in auffallender Weise zu häufen: Praktisch jedes Jahr bringt eine, ja vielfach sogar mehrere namhafte technische Erfindungen von meist viel grösserer Wirkung, als man zunächst annahm. Es versteht sich, dass eine solche Entwicklung nicht Anfang, sondern bereits Folge ist, und zwar Folge jener neuen Naturbetrachtung, die sich seit der Aufklärung durchsetzt: Nachdem Descartes dem denkenden Subjekt die Aussenwelt als res extensa gegenüber gestellt hatte, als das Ausgedehnte, folglich Mess-, Wäg- und Berechenbare, musste die vorwaltende Methode von Welt-

erkenntnis die mathematisch-naturwissenschaftliche werden[2]; und alle andern Möglichkeiten, Welt ebenso wesentlich zu erfahren, begannen rapid zurückzutreten oder in eine völlig nebensächliche Bedeutung zu schlittern: das Verstehen des Glaubens, die Schau des Künstlers, das Hegen und Pflegen des Bauern, der zeughafte Umgang des Handwerkers und viele andere ursprüngliche Einsichten in all das, was ist. Als einer der ersten (und bleibend als einer der wenigen!) scheint Descartes' Zeitgenosse Pascal den innern Zusammenhang dieses Schwundes mit dem Aufkommen der neuen Methode durchschaut zu haben; und mehr und mehr gilt darum sein Bemühen der Arbeit: die mathematisch-naturwissenschaftliche Erkenntnis in die ihr bestimmten Schranken zu weisen und dem ésprit de géometrie jenen schwer umschreibbaren ésprit de finesse gegenüberzustellen, den er in einem entscheidenden Fragment seiner Pensées als «ein Denken des Herzens» eröffnen wird[3]. Pascal war zu solchem Tun als grosser Mathematiker und überragender technischer Erfinder in seltenem Masse befugt und glaubwürdig – aber sein Anliegen ist bisher kaum weiter verfolgt worden. Der Sog des technischen Denkens ist immer mächtiger geworden und begann zusehends Bereiche in seinen Wirkkreis zu ziehen, deren Ursprung offensichtlich von anderer Wesensart ist. Und schon lange bevor technische Gerätschaft erfunden war und zur Anwendung gelangte, ist Technik bereits da in dem, was jene verwendbaren Folgen erst zeitigt: im technischen Denken, das bei der Bestimmung dessen, was die Technik eigentlich ist, nicht ausser acht gelassen sein darf, das vielmehr ausschlaggebend bedacht werden muss *vor* allem Instrumentalen, das sekundär aus ihm hervorgeht. Aber während sich im 17. und 18. Jh. das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken dort zu verbreiten beginnt, wo sein Ort nicht ist, z. B. in der Philosophie (die von jetzt an more geometrico auszuarbeiten ist) und folglich bald auch in der Theologie usw. – wird das 19. Jh. in Atem gehalten von den weithin sichtbaren praktischen Ergebnissen des technischen Denkens; und es hat durchaus nichts Verwunderliches an sich, dass die Vorstellung von Technik eben jetzt ausschliesslich von der Apparatur als dem Instrumentalen bestimmt wird. Man begnügt sich damit, die Technik als ein perfektioniertes Werkzeug zu nehmen, unbeirrt darum, dass gerade am uralten Leitfaden des Instrumentalen

[2] Vgl. dazu: *Walter Frei,* Der Stubenhocker, Raeber Luzern S. 167–197.

[3] Vgl. dazu: *Walter Frei,* Pascals Denken zwischen Natur und Technik, in Theologische Zeitschrift, Basel 1962, S. 326–340.

schon die blosse Neuheit der Technik gar nicht erkennbar wird, ganz zu schweigen von einem angemessenen Verstehen ihres Wesens. Ja, es ist durch den im 19. Jh. einsetzenden selbstverständlichen Gebrauch der technischen Gerätschaft inzwischen dahin gekommen, dass derjenige, der noch fragen kann: «Was ist die Technik?» als Trottel dasteht, dem nun wirklich nicht mehr zu helfen ist, oder als nutzloser Querschläger, den man am gescheitesten übergeht[4]. So vollzieht sich die technische Entwicklung seit dem 19. Jh. in Absehen von dieser Frage, in Absehen also auch von einem Wissen darüber, was das technische Denken im Zusammenhang mit den technischen Instrumenten sei. Es ist der folgerichtige Austrag dieses Ungefragten und darum beschämend Konservativen, dass die Maschine in ihrer konkreten Gestaltung zunächst z. B. gotisch ausstaffiert wird, dass man ein Fabrikareal äusserlich einem griechischen Tempelbezirk angleicht, dass man die technische Gerätschaft im Geschmack der Renaissance cachiert usw.: Man braucht nur Bilder der Londoner Weltausstellung von 1851 aufmerksam zu betrachten, um innezuwerden, auf welch absonderlichem Weg die dort gezeigte Industrialisierung sich bewegte; denn der diesem ganzen technisch-historistischen Kram als Ausstellungsraum dienende «Kristallpalast» von Joseph Paxton kündet bereits das Umschlagen ins Gegenteil an, in jenen reinen Funktionalismus, der seit dem frühen 20. Jh. die Welt zusehends uniformiert und verödet. Es war in gewissem Sinn ein prophetisches Wort von John Ruskin, als er den erstmals mit vorfabrizierten Stahl- und Glaselementen aufgeführ-

[4] Im Hinblick darauf, dass mir immer wieder vorgehalten wird, meine «Auffassung der Technik sei theologisch nachweisbar falsch», gestatte ich mir hier einmal ausdrücklich darauf hinzuweisen, dass ich im Abschnitt über «Die technische Neuheit» der Vorlesung «Das Neue in der Geschichte», Räber Luzern 1978, S. 20–31 und passim, immer wieder deutlich gemacht habe, dass ich nach dem Wesen der Technik *erst frage,* folglich weder eine Auffassung noch gar eine Definition bereit halten kann. Und gegenüber dem noch absonderlicheren Missverständnis, dass ich mit der Formulierung «das Wesen der Technik» die Technik personifiziere und dämonisiere, ist ganz einfach darauf hinzuweisen, dass einsther die Frage: Was ist...? die Frage nach dem Wesen heisst. Und insofern z. B. das Wesen des Menschen nicht ein bestimmter Mensch ist, gilt ja wohl analog, dass das Wesen der Technik nicht eine technische Gerätschaft sein kann. Der verbreiteten Meinung hingegen, dass ich die instrumentale Seite der Technik nicht sehe, also immer noch nicht begriffen habe, dass die Eisenbahn ein Mittel ist, um vom Wohnort Zürich zum Tätigkeitsort Bern zu gelangen, ist eine Unterstellung, auf die zu antworten gar nicht nötig ist.

ten Bau von Paxton das «Treibhaus eines grössenwahnsinnigen Kürbisbauern» nannte.

Im Rahmen dieser Darlegung liegt nicht, die technische Entwicklung im einzelnen zu verfolgen; wohl aber kann es der Sache dienlich sein, wenn wir noch an einem konkreten Beispiel, nämlich an dem des technisierten Verkehrs, Zusammenhänge andeuten, die zu einem strengeren Verständnis der vorliegenden Fragestellung führen könnten. Der gemächliche Verkehr zu Fuss oder zu Ross und Wagen war verbunden mit einer Einlässlichkeit der Erfahrung sowohl des Reisens selbst, wie auch der fremden Gegenden und Menschen, wie sie z. B. in grosser Natürlichkeit und völlig unprätentiös aus jeder Szene und Skizze von Rodolphe Töpffers «Voyages en zigzag» spricht. Man missverstehe nicht! Weder geht es jetzt darum, einer längst vergangenen Möglichkeit von Welterfahrung nachzutrauern, oder diese gar als «das Ideale» hochzuspielen, noch darum, im Gegensatz dazu den modernen Tourismus herunterzumachen. Wichtig ist vielmehr: einen tiefgreifenden Wandel ins Bewusstsein zu heben, weil nämlich dieser Wandel zum technisierten Verkehr unweigerlich den Menschen ganz zentral, vielleicht sogar – wir wissen es noch nicht – in seinem Menschsein, in seinem Wesen betrifft. Die Möglichkeit, am selben Tage mehrere Kontinente mit dem Fuss zu streifen, bringt eine Schrumpfung von Raum und damit von Weite der Welt mit sich, die nicht zuletzt damit in merkbarem Zusammenhang steht, dass für den Menschen als planetarischen Globetrotter alles und jedes jetzt billiger zu haben ist: die immer zudringlicher beforschten Rätsel der Natur, wie die in Kleinbildserien zur Verfügung gestellten Werke des Menschen, die journalistisch abgeplatteten Vorgänge der Geschichte, wie der chemisch-physikalisch zuhanden von Medizin und Psychiatrie blossgelegte Prozess des Sterbens. Die im technischen Verkehr erfahrene Verkleinerung des Alls ist zugleich die Entwunderung der Welt, die ohne Gott ja bereits viel glatter zu erklären ist. Und weil in dieser Situation alles einförmiger und zuletzt überhaupt normiert wird, schafft der technische Verkehr im Ausgleich die summarischen Reize der Grossstadt, wo sich der Entwurzelte jederzeit rasch auf eine Bastmatte setzen und bei einer Kumme Keemun, wenn es ihm verleidet ist, Europäer zu sein – geschwind etwas Zentralasien erleben kann; in Sankt Medard um 10 Uhr Messe mit koptischen Tänzen aus der Dabtara-Liturgie, vorgeführt durch ein paar zwangsneurotische Firmlinge; zwei Häuser weiter im Domino durchgehender Amateur-Striptease zu Spitzenplatten mit frühbarocker Sakralpolyphonie – und die Pfarrer

sind überzeugt, dass sich die Welt seit Jahrhunderten gleichgeblieben ist und dass das alles doch schon im 12. Jh. genau so war.

* * *

Während in der Tat diese letztgenannte theologisch-kirchliche Wunschvorstellung ebenfalls, wie noch zu zeigen sein wird, im 19. Jh. massiv an Anhängerschaft gewinnt, geht von der Wandlung der geschichtlichen Verhältnisse her eine merkbare Erschütterung durch die Künste. Die Romantiker hatten unter diesen der Musik den Vorrang zuerkannt, weil sie in besonderem Mass ans Unsägliche rührt. Und in der Tat reagiert sie mit erstaunlicher Hellhörigkeit auf die veränderten Verhältnisse. Das zentrale Ereignis ihrer Reaktion ist die Krise der Tonalität. Seit es Gioseffo Zarlino 1558 in den Institutioni harmoniche gelungen war, erstmals den Dreiklang zu definieren und damit gegenüber dem rein linearen Musikdenken von Glareans Dodekachordon Dur und moll jetzt auch in harmonischer Hinsicht zur Geltung zu bringen, beginnt sich die Musik seit dem Aufkommen des Generalbasses im Frühbarock endgültig tonal zu verfestigen. Unter Tonalität versteht man die Bezogenheit einer Komposition auf den Grunddreiklang und das Verständnis ihres harmonischen Verlaufes aus der Funktion der einzelnen Teile in bezug auf die Grundtonart. Der massgebende Theoretiker dieser Art Musik, die streng gesehen von etwa 1600–1850 uneingeschränkt am Zug ist, war Jean Philippe Rameau (1683–1764) gewesen. Die Musik des genannten Zeitraumes erfreut sich heute nicht zuletzt deshalb einer solchen Beliebtheit, weil sie auf Grund ihrer Tonalität in besonderem Masse das Gefühl der Sicherheit und des Zu-Hause-Seins ausströmt. Es kann deshalb nicht überraschen, dass im selben Masse wie der geschichtliche Wandel Unsicherheit schafft und den Eindruck aufkommen lässt, man sei nirgends mehr in einem Zuhause geborgen – das tonale Musikdenken in eine Krise geraten muss. Erste Anzeichen dafür hatten sich bereits in einem der Spätwerke Beethovens, in den Diabelli-Variationen gezeigt, insofern diese mindestens eine Erweiterung der Tonalität anstreben. Das gesteigerte Ausdrucksbedürfnis der Romantiker hat sein Erbe aufgegriffen und konsequent weitergeführt; und so kommt es bei Franz Liszt endlich dazu, dass er in einer Reihe seiner Kompositionen auf weite Strecken vermeidet, die Tonart genauer festzulegen, was zur Folge hat, dass der Hörer die entsprechenden Partien als ausgesprochen drängend erfährt und dies bei mangelnder Möglichkeit einer tonalen Orientierung. Was bisher in Gärung war, gerät bei Richard

Wagner auf seinen Höhepunkt: mehr und mehr treten nun vagierende Akkorde, wie z. B. verminderte Septakkorde, auf, und seit dem Tannhäuser scheut Wagner auch nicht mehr davor zurück, Dissonanzen einzusetzen, die nur noch bitonal, will sagen: als Akkorde zu verstehen sind, welche aus zwei nicht mehr verwandten Tonarten zusammengebaut wurden. Hand in Hand mit den immer dichter eingesetzten harmonischen Kühnheiten geht die Chromatisierung der melodischen Sprache; und im Tristan ist die Sache endlich soweit, dass in dem Riesenwerk der Klang in einer Dauermodulation gehalten wird, die konsequent vermeidet, was jemals wie ein Grundton, gleichsam stillend wirken könnte. Das Erregende bei Wagner ist weit weniger seine Absicht, von der alten Nummernoper weg zu einem durchkomponierten Musikdrama zu gelangen, oder die romantische Idee des Gesamtkunstwerkes, noch gar jenes Drum-und-Dran seiner Musik, das meist Leute mit einer ausgeprägten gegengeschlechtlichen Komponente in den bekannten Wagner-Enthusiasmus treibt – es ist die Erfindung einer harmonischen Sprache und einer leitmotivischen Struktur, der es gelingt, den vollkommenen Ausdruck der Verlorenheit und Weltangst zu gestalten, welche das tiefliegende Merkmal der Zeit ist. Und nur aus dieser Erfahrung heraus ist zu verstehen, warum bei ihm letztlich alles immer um den Gedanken einer Erlösung kreist, die seine mythischen Stoffe bald mehr im christlichen, hier lutherischen und dort katholischen, bald mehr im schopenhauersch-buddhistischen Sinne interpretiert. So reizvoll es wäre, die von Wagner eingeleitete Entwicklung bis zum Jahr 1908 zu verfolgen, wo mit der Atonalität der grosse Wendepunkt zur neuen Musik erreicht ist, müssen wir uns dies jetzt aus themabezogenem Grund versagen.

Dagegen wenden wir uns der Dichtung zu, und, um zu einiger Sammlung zu finden, bescheiden wir uns bei Hölderlin. Wir brauchen nach dem, was wir bisher aus Geschichte und Kunst des frühen 19. Jh. aufzuzeigen suchten, nur die Elegie «Brot und Wein» zu lesen, um des Bestürzenden innezuwerden, wie weit voraus und wie abgrundtief die ganze Not der Zeit in diesem Sagen ihr Wort gefunden hat. «Er riss wie ein blitz den himmel auf und zeigte uns erschütternde gegenbilder wie Herakles-Christos: vor seinen weitesten einigungen und ausblikken aber stehen wir noch verhüllten hauptes und verhüllter hände...» Einzig ein Stefan George durfte es wagen, mit einem solchen Satz in die Sternspuren der Nacht hinüberzusetzen, die in Hölderlins späten «Vaterländischen Gesängen» ihre unausmessbaren Kreise ziehn. Was sich in ihm ereignet, ist die Irrnis des bevorstehenden Zeitalters, da

die Sprache aus ihrem verabredeten Lautzeichen aufbricht in die Stille ihres Wunders, in den Gesang der ewigen Namen, in denen der Höchste noch einmal geruht hat, sich rufen zu lassen. Was sich dem Reden der Kirche so offenkundig versagt – in den Wundmalen dieser Bruchstücke gefiel ihm, Gestalt anzunehmen, dass Hörende würden, zu ahnen, wie noch ein Schmerz sei, der blutend zurückfinde zu jenem klagenden Fragen, ob irgendeiner sei wie der, den der Herr gemacht am Tag seines siedenden Ingrimms. «Versöhnender, der du nimmergeglaubt...» lockt es; und «Nah ist/Und schwer zu fassen der Gott» durchatmet es «Patmos», damit, wenn dem Sämann «Ans Ende kommet das Korn», diesmal Bescheid sich füge, wie's nicht ein Übel ist, «wenn einiges/Verloren geht und von der Rede/Verhallt der lebendige Laut,/Denn göttliches Werk auch gleichet dem unsern./Nicht alles will der Höchste zumal...» Und dann zieht sich Geduld hin, bis noch einmal zu äusserst in «Mnemosyne» das Unverstehbare sich öffnet zum Trost der Wende des Wahren. Solange und soweit noch gedichtet wurde, trug es sich zu als überlieferte Antwort auf seinen gewagten Wurf; und alles, was tauben oder stumpfen Ohres neben ihm war, verkam ins blosse Machen von Lyrik. Man kann nicht unbeschadet ein Mahnmal missachten, das am Meer des Irrsinns als letzter Leuchtturm den Port weist...

Hinsichtlich der bildenden Künste liegt die Sache divergenter, und darum beschränken wir uns auf die Malerei. Die Mittel, mit denen die Meister der ganzen sogenannten tonigen Malerei der ersten Jahrhunderthälfte arbeiten, sind im wesentlichen drei: die Linearperspektive, will sagen jene Darstellung, die dem Auge Näherliegendes grösser, Entfernteres entsprechend kleiner wiedergibt; die Luftperspektive, will sagen jene Darstellung, die das Nähere dunkler, also schwarzhaltig, das Ferne heller, also weisshaltig zeigt; und endlich die Farbperspektive, die sogenannte warme Töne, eigentlich: gelbhaltige braucht, um Nähe, sogenannte kalte Töne, eigentlich: blauhaltige braucht, um Ferne zu suggerieren. Die ersten Maler, die mit dem Zusammenwirken dieser drei Mittel zur Gewinnung einer Tiefenillusion brechen, sind die Impressionisten gewesen, die bereits auf Luft- und Farbperspektive gänzlich verzichten und einzig noch das älteste und traditionsreichste Mittel, nämlich das der Linearperspektive beibehalten. Es wird freilich nicht mehr lange dauern, bis auch dieses bei Gauguin, van Gogh und Cézanne ausser Kurs gesetzt wird. Der Gewinn, um dessentwillen die Impressionisten auf eine Tiefenwirkung verzichtet haben und damit das Bild in jene Zweidimensionalität führten, die der

Leinwand ohnehin eigen ist, dieser Gewinn war: Dass sie im Vergleich zur tonigen Malerei eine viel grössere Helligkeit einzufangen vermochten, so dass man bei ihnen gleichsam zum ersten Mal den Eindruck von wirklichem Tageslicht erhält. Was sie nun freilich an den Tag bringen, ist sehr sonderbar: Sie leiten das Ende der gegenständlichen Malerei ein und dies wohl notgedrungen von daher, dass die Technisierung die Dinge menschlicher Herstellung nicht weniger als die natürlich gegebenen in jenen auswechselbaren Bestand auflöst, innerhalb dessen die Natur mehr und mehr nur noch als nutzbarer Kräftezusammenhang erscheint, während die «natürliche Natur» als fortgesetzt noch vorhandene in den Anschein einer veralteten Romantik gerät. Gerade, dass die Impressionisten bei ihrer neuen Schau noch einmal eröffnen, was natürliche Schönheit *war,* macht den Zauber ihrer Einmaligkeit aus. Und es ist nicht Zufall, dass schon bei van Gogh die verrusste Fabrik am Horizont heraufzieht, während Gauguin mit seinem Symbolismus bewusst auf eine Wirklichkeit jenseits des malerisch Fassbaren verweist.

* * *

Was hat nun der vorvatikanische Katholizismus in der Not dieser Zeit zu deren Erkenntnis oder zu deren Linderung beizutragen? Auf dem Wiener Kongress von 1814/15 hat bei der Neuordnung Europas der Kardinal-Staatssekretär Consalvi durch seine Diplomatie eine weitgehende Wiederherstellung des Kirchenstaates erreicht, und der Papst hat hernach in aller Eile innerhalb seiner Civitas Dei auf die Zustände der Zeit vor 1797 «zurückgedreht» und dies im ganzen wie im einzelnen mit grosser Gründlichkeit: So hat er z. B. sogar die dort von Napoleon «usurpatorisch» eingeführte Strassenbeleuchtung zur Ehre Gottes und der himmlichen Heerscharen und zu Nutz und Frommen nächtlicher Diebe wieder demontieren lassen. Wie weit derartige Bemühungen in dazu geeigneten Kreisen fragelos glaubensstärkend gewirkt haben mögen, bleibt historisch heute schwer feststellbar. Sicher jedoch ist, dass in der Folgezeit die Verbindung des Papsttums mit allem Reaktionären die Möglichkeit weitgehend ausgeschlossen hat, dass die katholische Kirche in den kulturell fortschrittlichen Kreisen hätte Einfluss nehmen können; und so muss sie bis zur Stunde unvermögend zusehen, wie sich diese, auch wenn sie nicht gerade antikirchlich sind, begreiflicherweise einer Institution gegenüber völlig gleichgültig verhalten, die nicht mehr fähig gewesen ist, ihr Interesse und ihren Einsatz überhaupt zu begreifen. Die Kirche sah eine Mög-

lichkeit von Einflussnahme offenbar weitgehend nur noch in der Wiedereinsetzung des Jesuitenordens und in der strafferen Organisation von Orden, Kongregationen und Vereinen, um die, welche man noch nicht verloren hatte, enger an ein System zu binden, dessen hervorstechendste Merkmale Angst und Scheuklappen gewesen sind, welche man dann, wie zu allen Zeiten, mit arrogantem und autoritärem Auftreten hat vertuschen wollen. Die herrschende Verschrobenheit wird besonders deutlich sichtbar darin, dass man im Ausgang des Kölner Kirchenstreites glaubte ein Erstarken des Katholizismus sehen zu dürfen: In der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche bezüglich der Mischehenfrage nahmen tatsächlich weite Kreise des Volkes, aus was für Gründen auch immer, gegen die Regierung für den Papst Partei; aber das, was daraus folgte, war weitgehend nur eine bessere Wallfahrtsstatistik für den heiligen Rock in Trier, mit der die Welt freilich so wenig zu ändern war wie mit den rhythmischen Zeichen der Brüder von Solesmes, die im Zug der romantischen Choralrestauration erlauben sollten, die liturgischen Gesänge etwas eunuchenhafter auszuführen als bisher nicht üblich. In diesem ganzen jammervollen Umkreis muss die Erhitzung des Papalismus unweigerlich als das erscheinen, was sie unter keinen Umständen sein wollte: nämlich der Ausdruck bedenklichster Schwäche. Die Bulle «Ineffabilis Deus» vom 8. Dezember 1854, die gegen den Rat der gewichtigsten katholischen Theologen die unbefleckte Empfängnis dogmatisierte, brachte nicht nur ein völlig neues Verfahren, das hinsichtlich bevorstehender Papstdogmen zu Recht Befürchtungen weckte; was weit bedenklicher vorkommt, ist die damals schon in der Luft liegende Vermutung, dass der Inhalt des Dogmas an sich belanglos sei, das Dogma als Dogma lediglich ein Versuch daraufhin, was später im Vatikanum verwirklicht wurde. In der Tat gehört das Dogma von 1854 zu den im übrigen meist missverstandenen Randglossen und entfaltet selbst innerhalb einer echten Marienverehrung keine besondere Wärme. Es lässt sich denken, dass seine Blässe und Übergehbarkeit mit jenem vermuteten Faktum schon im Entstehen Hand in Hand ging: eine Art geistlicher Gynäkologie, die auf ganz andere Entbindungen zielte. Die Enzyklika «Quanta cura» und der Syllabus von 1864 endlich eröffneten feierlich: in welcher Enge und in welchen Zwängen man sich einzig noch wohlzufühlen in der Lage war. Und von jetzt an gefiel man sich in der Vorstellung, hinsichtlich der Kirche und ihrer Wahrheit habe sich die Geschichte nie verändert!

* * *

Dass der bornierte Ultramontanismus zahlenmässig in der Kirche zu dominieren begann, hängt mit dem allgemein geschichtlich zu beobachtenden und nahezu mit gesetzmässiger Folgerichtigkeit wirkenden Umstand zusammen, dass überall, immer und bei allen nichts so rasche und sichere Verbreitung findet wie das Unwahre und Banale. Demgegenüber aber war von früh her eine Minderheit da, der es im Katholizismus stets um ganz andere Dimensionen ging. Es waren jene wenigen, die erkannten, wie der Glaube in der bedrängenden Not der Zeit zu schwinden begann und wie an seine Stelle zusehends ein theologisch und vielleicht noch mehr kirchenrechtlich geregeltes System und Zeremoniell trat, dessen ungefähre Befolgung genügte, um die Einbildung aufrechtzuhalten, man sei in der Heilsanstalt ja wohl versorgt. Der Minderheit jedoch schien Aufgabe, all die neu anfallenden Probleme aufzugreifen, gründlich zu erarbeiten und auf der Höhe der Zeit zu versuchen, das alte Wort vom rettenden Glauben neu Gestalt finden zu lassen inmitten all dessen, was ihnen welthafte Bewährung hiess. Ihre Bemühungen hatten mannigfache Ausgangspunkte und nahmen verschiedene Wege, ihre Interessen waren vielgestaltig und ihre Arbeitsweisen von je eigenen Prägungen. Sie waren nicht das, was später der Altkatholizismus notgedrungen wurde; aber die altkatholischen Väter fühlten sich mit ihnen geistesverwandt, insofern es auch ihnen zentral darum ging: den alten Glauben in einer gewandelten Welt zu verwirklichen in jenem Geiste, der, weil er des Herrn ist, nur die Freiheit sein kann. Sie sahen ihre Verantwortung samt und sonders nicht gegenüber einem System, sondern vor einem Glauben, der sich nicht nur eingeschüchtert in den vier Wänden der schlecht gelüfteten Gotteshäuser, sondern in der Weite von Welt austrägt. Kein Zweifel z. B. dass die Reformen des letzten Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg vom Geist dieser sorgenden Verantwortung getragen waren; und als ihn die Aufhebung des Bistums im Jahre 1827 zwang, bis zu seinem 1860 erfolgten Tod ein langes Leben als Privatgelehrter zu führen, liessen die Themata seiner Arbeit in wachsendem Mass die wahrhaft umfassende Geistigkeit dieses Mannes zum Vorschein kommen. Sein Erbe ging weiter auf jene Schüler, die, wie z. B. Alois Vock, daraufhin tätig wurden, im Aufbruch der Zeit in politischer und bildungsmässiger Hinsicht dort einzugreifen, wo sich eine vom Sauerteig des Glaubens durchwirkte Arbeit in ganz besonders fruchtbarem Sinn auswirken musste: Vock arbeitet entscheidend an der Gründung eines ersten Lehrerseminares in der Schweiz, das Zöglingen beider Konfessionen offenstehen und die an-

gehenden Lehrer in ökumenischer Gesinnung heranbilden sollte zu einer christlichen Verantwortung für Leben und Begabung jedes einzelnen ihrer künftigen Schüler. Vock selber hat, was er anstrebte, insofern konkret vorgelebt, als er neben seinen grossen geistlichen und pädagogischen Aufgaben der jüngern Jahre seinen Neffen im Haus auferzogen und ausgebildet hat. Seine zumal auch politisch fortschrittliche Einstellung zeigte sich darin, dass er zum Mitarbeiterkreis an Heinrich Zschokkes «Aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizer-Boten» zählte; und erst seit einiger Zeit wissen wir, dass er auch ein interessanter und beachtlicher Maler gewesen ist. Sein Geist spricht noch vernehmbar aus jenen Gedichten, die einer seiner Schüler, der spätere Seminardirektor Augustin Keller, der erste christkatholische Synodalratspräsident, jeweils den Seminaristen beim Schlussexamen auf ihren erzieherischen Lebensweg mitzugeben pflegte[5].

Wir brauchen den Namen dieses in der Schweizergeschichte einst so umstrittenen Mannes nur zu nennen, dass all jene Zeitströmungen vor uns aufleben, die im Guten wie im Argen kämpferisch beteiligt gewesen sind am Entstehen des neuen Bundesstaates, den Dupanloup als Schreckgespenst sehen und verurteilen wollte. In der Tat: Alle jene Politiker, die im Altkatholizismus festblieben beim ersten Vatikanum, waren Leute, deren Weitherzigkeit und deren geistiger Horizont der Ängstlichkeit und Enge, der Welt- und Zeitfremdheit, der muffigen Sonderbündlerei so entfernt wie möglich standen. Sie hatten die Entwicklung Europas seit der Französischen Revolution mit einer Wachheit verfolgt, welche sich nicht zuletzt aus den schlimmen Geschicken des eigenen Landes eine Warnung und Mahnung genommen. Sie erkannten den geschichtlichen Wandel in seiner ganzen ehernen Konsequenz und verlegten sich z. T. bewusst nach alttestamentlichem Vorbild mit religiösem Ernst darauf, den Staat der Zukunft als einen im allumfassenden Sinn des Katholizismus christlichen zu gestalten – und es musste ihr äusserstes Befremden wecken, dass der Vatikan solche Gestaltungen in totaler Verkennung der Lage verurteilte und sich mit den Zukurzgekommenen rottete, die mit Fluchen und Bannen wegdisputieren möchten, was zu ihrem Missvergnügen nun einmal da ist, die mit Dogmatisieren und Theologisieren, mit Rubriken und Gesängen das Abgestorbene zelebrieren, ohne zu begreifen, dass es auf diese Weise niemals wieder lebendig wird, weil das Leben selbst und

[5] In: Augustin Keller, *Gedichte.* Huber, Frauenfeld 1809.

damit der lebendige Glaube inzwischen an einem ganz andern Ort ist. Uns Spätgeborenen ist dieses «für Kirche und Vaterland» der Väter so ferne gerückt, dass wir Gefahr laufen, dessen Anliegen völlig zu verkennen: einzig, indem wir uns die Leidenschaftlichkeit der Zeit überhaupt, im besondern aber die Härte im Kampf um eine neue Staatlichkeit vergegenwärtigen, die nichts Geringeres als den geschichtlichen Lebensraum des künftigen Volkes erstreiten sollte, werden wir begreifen, dass derartige Aufgaben nicht anders zu bewältigen sind als in der spürbaren Rückverbindung an die Welt des göttlichen Geheimnisses: im Geschichte gründenden Tun erwahrt, was als Glaube ein Göttliches in die Zeit einsenkt zum Zeugnis, dass der Gott der Väter auch der künftige ist. Wir haben uns jener Väter wahrhaftig nicht zu schämen, die fähig waren, existenziell den Glauben von blosser Theologie zu unterscheiden; wohl aber bedauern wir jene, deren altkatholisches Herz sich nicht zu entscheiden wagte, als sie, wie z. B. Philipp Anton von Segesser, realisierten, dass das schon längst vor ihnen ihr politischer Gegner Augustin Keller getan hatte.

Aus ihrer vom Glauben getragenen Wachheit im Politischen war jenen Kreisen gleichfalls das Anliegen der Bildung ein zentrales; denn sie verstanden bereits, dass die technisch beschleunigte Entwicklung gesteigertes Wissen und Können verlangt, die Fähigkeit zu fragen, um sich in Gegebenheiten bewegen zu können, deren Grund und weiterer Zusammenhang noch verborgen war. So ist nicht zufällig, dass neben führenden Politikern besonders auffallend viele Lehrer altkatholisch geblieben sind. Es waren jene, die sich im Ringen um ein neues Weltverständnis nichts Gutes zu versprechen vermochten, als sie sehen mussten, wie der Vatikan in völliger Missachtung der wissenschaftlichen Gegebenheiten noch im 19. Jh. die Wahrheit mit der Erneuerung der Indexkongregation zu fördern gedachte, mit jenem illustren Gremium also, das seit 1559 nicht bei der heiligen Flamme der Wahrheit, sondern in der Asche der von ihm verbrannten Bücher tagte und sich gegenseitig in der höhern Weisheit bestärkte, «dass nicht sein kann, was nicht sein darf». Angesichts dieses Ungeistes war klar geworden, dass verhängnisvolle Irrtümer nur zu verwinden sind durch erweiterte Erkenntnis und das unentwegte Suchen einer Wahrheit, die aus ihrem Wesen heraus niemals derartiges wie ein fester Besitz werden kann, weil sie immerfort ist als das Sich-Öffnende und Sich-im-Ereignen-Gewährende. Und dieses selbst hütende und bewahrende Wesen der Wahrheit war ihnen Hinweis auf jene Ehrfurcht, die darum weiss, dass alles echte Wissen umgrenzt und darum zugleich gehalten ist vom

Glauben als der Einsicht aus dem Walten des Heiligen Geistes. In dieser Demut wollten sie ihren Dienst an Forschung und Lehre und damit an der Erziehung desjenigen Menschen tun, der in veränderter Zeit stets schwierigere Aufgaben vor sich sieht. Weit entfernt davon, platte Aufklärer zu sein, waren sie durchdrungen von der Überzeugung, dass, weil Gott *einer* ist, so auch die Wahrheit *eine* sein müsse und unlöslich verbunden mit dem, der uns verheissen, dass wir sie erkennen und in ihrer Erkenntnis frei werden sollen. – Allein: Es mag damit des Historischen genug sein; denn «altkatholisch, einmal abgesehn von den Papstdogmen», das ist am Ende eine Fragestellung, die uns weit unmittelbarer als bloss historisch bewegt.

* * *

Die Herkunft zeigt uns, dass das Anliegen der altkatholischen Minderheit schon lange vor dem ersten Vatikanum jene Katholizität war, die sich immerwährend gegenüber der um sich greifenden Beschränkung aufs bloss noch Theologische frei hielt für einen Glauben, den sie verstand als die entscheidende Verwirklichung des Göttlichen innerhalb der grossen geschichtlichen Aufgaben des Zeitalters. Während es jener verängsteten Beschränkung freilich jederzeit leicht fällt, auf die dann noch verbleibenden Fragen mit theologisch richtigen Antworten aufzuwarten und innerhalb einer aus dem Welthaften säuberlich ausgegrenzten Kirchlichkeit die kleinen innerkirchlichen Bedürfnisse in etwa zufrieden zu stellen – steht die Verwirklichung des Glaubens im grenzenlos Offenen des ewig Unverfügbaren. Aus der Weite solcher Sicht wendet sie sich notwendig dem zu, was einer Epoche geschichtlich als ihr zu Bewältigendes aufbehalten ist, und verabscheut nichts mehr als den theologischen Sakristeiklatsch in der zwanghaften Enge seiner Sorgen. Weil die Väter begriffen, von welch zentraler Bedeutung im Wandel des 19. Jhs. die neu heraufziehende Staatlichkeit sei, darum setzten sie sich ein, diese statt aus beliebiger Zeitströmung, soweit es vergönnt war, aus der Überlieferung ihres katholischen Glaubens zu jener Freiheit zu führen, die ihnen im Geist des Herrn begegnete; und es war nicht ihre Besorgnis, unter welchen klassischen loci der Dogmatik ihr mutiger Einsatz sich allenfalls gerade noch als genehm könnte approbieren lassen. Es wird für die Zukunft dieses Katholizismus von entscheidendem Gewicht sein, ob es ihm aus dem Erbe gelingt, seine geistige Glaubensfreiheit zu wahren auf das hin, was in unsern Tagen die epochalen Nöte sind, sie aus dem Geist der Unterscheidung in ihrer Herkunft zu erfassen und im

Geist des Rates und der Stärke zu Linderung und Heilung beizutragen, oder ob er von seiner grossen Überlieferung lässt und damit unweigerlich versinkt in jene ekklesiologische Selbstbefriedigung, welche die Väter seit deren Überhandnehmen vom frühen 19. Jh. an kurzentschlossen – sein liessen. Jede Glaubensgemeinschaft wächst an der Grösse der von ihr in Angriff genommenen Aufgaben. Weltweite Aufgaben führten zu dem, was ursprünglich Katholizität hiess; und als die Kirche das nicht mehr verstand und sich in ihr selber einzupuppen begann – wurde sie römisch. Im Unterschied zu dieser gibt es nur *eine* echte Möglichkeit, und diese heisst natürlich nicht bernisch, bonnisch oder utrechtisch, sondern: katholisch. Unsere künftige Aufgabe wird es aus wohlverstandenem Erbe sein, die Arbeit mit Umsicht und Fleiss auf jene Höhe der Zeit zu bringen, der im Augenblick Ewigkeit begegnen kann; uns freizuhalten für das, was die Welt als das Rettende des göttlichen Wunders ersehnt, und uns allem zu versagen, was den Glauben ins bloss Theologische zerren will. Denn Katholizität ist jenes Allumfassende, das aus der Erfahrung, wie sich im Glauben Himmel und Erde einen, in einer aus den Fugen geratenden Welt Hinweis bleibt auf das Unentrinnbare und zugleich unendlich Sanfte des göttlichen Gefüges; ist herzliche Neigung zu den Dingen des Alltags aus der Entdeckung ihres verborgenen Glanzes; ist Aufgehen eines unscheinbaren Lichtes, dessen Erhellung das Gewohnte ins Unverlöschliche hebt. Katholizität nährt sich am Strom der Zeit, in dessen Fluten sie den Quell des ewigen Lebens kennt; kräftigt sich in der Erfüllung des täglichen Tuns, in dessen Vergänglichem sie ein Bleibendes weiss; erstarkt im Schwachen, dessen einziges Vermögen Gottes ist. Katholizität ist Eingehen in Weltlichkeit, dass ihr Erlösendes durchscheine; Tragen der Bürde, dass die Last leicht und die Schuld schwerelos werde; ist Hingabe ans Vergeben im Unerlösten. Dem theologischen Reden verweigert – schenkt sie sich, inständig erfleht, dem schlichten Sagen des Glaubens. Dieses wird ärmer sein im Geist als jenes geistvolle Wissen der Wissenschaft – aber seiner Armut ist die Verheissung zugesagt auf dem von IHM erstiegenen Berg; es ist eingelassen ins Gebirg seiner seligen Geborgenheit; ist der verborgene Schatz, strahlende Druse, Smaragd seines dunklen Schosses. Es ist Nüchternheit beim Wein und Rausch beim täglichen Brote. Weinen mit den Weinenden bei einem Mund, den Er voll Lachens gemacht; uns das Schwierigste ob seiner herzlichen Einfalt. Sein Wort ist leise und meist überhört, sein Gesagtes kaum im besondern, weil niemals richtig – sondern ewig wahr; geflüstert ins einzig geliebte Ohr und

doch katholisch im Echo durch Zeiten des Alls. Ohne Glauben kann die Welt nur verrotten. Wird jenes schlichte Sagen der Welt am Abgrund eröffnen, dass das Heil überall und nirgends ist; nirgends, wo sie es auf ihre Weise will – und überall, wo sie sich lässt, um sich zu finden im Allumfassenden der Katholizität? Darum sei wiederholt: Christkatholisch sein heisst: aus Liebe zur Menschwerdung Gottes in Christus das Katholische menschlich und das Menschliche katholisch, allumfassend gestalten helfen.

Zürich/Bern *Walter Frei*